BETTINA HENNIG

Friederike. Prinzessin der Herzen

GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Berlin zu Weihnachten 1793: Während in Frankreich die Revolution tobt, ist im traditionsbewussten Preußen in diesen Tagen alle Aufmerksamkeit auf ein feierliches Großereignis gerichtet. König Friedrich Wilhelm II. hat zu einer prunkvollen Doppelhochzeit geladen, nachdem er für seine Söhne, Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig, als Ehefrauen die Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz ausgewählt hat. Am Hof spricht man von nichts anderem mehr als von den beiden Schwestern: Außergewöhnlich schön und liebenswert sollen die lebensfrohe siebzehnjährige Luise und die kluge jüngere Friederike sein. Völlig hingerissen sei der König von seinen Schwiegertöchtern, ganz besonders von Friederike. Und als diese – zwei Tage nach dem glanzvollen Hochzeitsfest von Luise und dem künftigen König Friedrich Wilhelm – erwartungsvoll zum Traualtar schreitet, erobert sie auf Anhieb die Herzen der adeligen Gäste. Nur einen der Anwesenden lässt der Liebreiz der Braut unberührt – ihren Verlobten Ludwig. Es beginnt eine Ehe voller Demütigungen und Betrug. Verzweifelt erduldet die zutiefst enttäuschte Friederike ihr Schicksal. Doch dann stirbt Ludwig unerwartet. Befreit von der Tortur ihres kaltherzigen Ehemannes sieht sich Friederike endlich in der Lage, das Leben in vollen Zügen auszukosten. Denn die leidenschaftliche junge Frau sehnt sich nach Liebe und Glück – selbst wenn dies bedeutet, mit der strengen höfischen Etikette zu brechen ...

Weitere Informationen zu Bettina Hennig
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Bettina Hennig

Friederike. Prinzessin der Herzen

Historischer Roman

GOLDMANN

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Originalausgabe Februar 2015
Copyright © 2015 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: bpk / Nationalgalerie, SMB / Karin März;
FinePic®, München
Redaktion: Eva Wagner
KS · Herstellung: Str.
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48022-7
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

Für Andreas und
Oma Olga

»Ich habe immer das Glück gesucht
und ersehnt, zu lieben und geliebt zu werden.«

Friederike von Mecklenburg-Strelitz

Prolog

»Er liebt mich, er liebt mich nicht, er liebt mich …«

»Was machst du da?«

Die Prinzessin Luise setzte sich neben ihre jüngere Schwester Friederike auf die samtene, aber an den Ecken schon reichlich abgestoßene Ottomane, die in einer Kammer neben den Kammern der Dienstmädchen stand. Der kleine, ungastliche Raum war eigentlich ein Dachboden. Er war nicht ausgebaut, und zwischen den rohen Holzplanken des Gebälks lagerten Möbel, die man nicht brauchte. Leuchter, Kommoden, Vasen, Plastiken – alle waren mit Tuch aus unbehandelter Baumwolle abgedeckt, sodass sie, wie jetzt in der Dämmerung, einer Gruppe Gespenster glichen, die hier auf ihren mitternächtlichen Einsatz warteten, um dann ordentlich herumzuspuken.

Dieser etwas schaurige und unbeheizte Ort war ein heimlicher Treffpunkt der beiden Prinzessinnen geworden, wohin sie sich immer dann zurückzogen, wenn sie Kummer hatten und in der Einsamkeit Trost suchten. Denn sie konnten sichergehen, dass sich hierhin niemand so schnell verirrte.

So manches Mal hatte die eine Schwester die andere hier vorgefunden – hoch oben über den feinen Salons in der Beletage und weit weg von dem geselligen Treiben, das allgemein im Darmstädter Schloss herrschte –, wie sie ein Kissen umarmte und weinte.

Dann schluchzte die eine, und die andere versuchte, sie wieder zum Lachen zu bringen. Meist ging es um kleine Verbote, Vergehen oder Strafen, etwa wenn die Großmutter – bei der die beiden Prinzessinnen wohnten, nachdem ihre Mutter viel zu früh verstorben war – Luise ohne Essen zu Bett geschickt

hatte, weil sie sich wieder einmal heimlich in die Küche geschlichen und dort die Mädchen um ein Stück Brot mit Butter gebeten hatte.

»Sie solle' doch zwische' den Mahlzeite' nichts esse'. Wie oft hab' ich Ihne' des schon gesagt?«, hatte die Großmutter dann in ihrer breiten hessischen Mundart geschimpft, ohne freilich auf Antwort zu warten, und ihrer Enkelin eine heftige Ohrfeige versetzt.

Doch als Luise ihre Schwester Friederike heute hier entdeckte, sah sie sofort, dass es sich um ein viel größeres Leid handelte als um eine Ohrfeige, die schnell verschmerzt war. Es war die erbarmungswürdige Haltung, die Friederike auf der Ottomane angenommen hatte. Sie umschlang ihre Knie mit den Armen, und in der Hand hielt sie eine der Rosen, die der Gärtner in der Orangerie züchtete. Ihr Kopf hing genauso herab wie der von Friederike. Luise näherte sich ihrer Schwester und drückte sie an sich.

»Aber du weißt doch, dass er dich liebt. Das ist doch gar keine Frage. Er liebt dich. Man braucht doch nur zu sehen, wie er dich ansieht.«

Luise, die ein großes Talent für Imitation und Komik hatte, blickte ihre Schwester mit dem milden, etwas runden und wohlmeinenden Gesichtsausdruck an, den der Prinz Solms immer dann aufsetzte, wenn er bei ihren Teenachmittagen Friederike ansah, mit ihr sprach oder mit ihr eine Partie Écarté spielte – also eigentlich immer. Denn der Prinz Solms ließ keinen Augenblick aus, Friederike seine allertiefste Verehrung zu bezeugen. Fröstelte sie etwa, legte er ihr sofort und ohne auf die Etikette zu achten, seine Jacke um und setzte sich damit dem Spott der restlichen Gesellschaft aus, die es unangenehm fand, dass ein Mann – ein Offizier zumal – die Form nicht wahrte und sich in der Öffentlichkeit so entblößte. Und tatsächlich: In seinem Hemd gab er einen seltsamen Anblick inmitten der aufgeputzten Runde ab. Aber in Richtung Friederike tat er genau

das Richtige. Sie wollte keine Decke, sie wollte Solms' Jacke, die noch warm von seinem Körper war und nach ihm roch, und das war alles, worauf es Solms ankam.

Luises Versuch, ihre Schwester wie üblich, wenn sie in der gespenstischen Kammer zusammensaßen, durch einen kleinen Witz aufzuheitern, scheiterte. Statt dass sie lachte, sammelten sich in Friederikes Augen die Tränen.

»Aber wenn er mich liebt, warum darf er dann nicht wiederkommen? Er hat mir heute gesagt, dass er nicht mehr kommen wird. Ich verstehe das nicht. Bin ich denn nicht gut genug für ihn?«

»Ach, meine Liebe.« Luise drückte die Schwester noch enger an sich. »Er darf nicht wiederkommen? Das ist doch närrisch. Das kann ich einfach nicht glauben. Ich verspreche dir: Das war ein Missverständnis, das kann nur ein Missverständnis sein. Und schon morgen wird er wieder hier sein, wie er jeden Tag hier ist, und alles ist gut.«

»Wird er nicht.« Friederike weinte so sehr, dass ihre ganzen Wangen benetzt waren.

Luise, die wie immer kein Taschentuch dabeihatte, riss kurzerhand ein Stück ihres ohnehin alten Unterkleides ab und reichte es der Schwester zum Trocknen ihrer Wangen.

»Er hat gesagt, es ist für immer.« Nachdem Friederike sich die Nase geputzt hatte, überwältigte sie ein neuer Anfall von Trauer.

Luise strich ihrer Schwester mit der Hand über den Rücken und drückte sie an sich. Als sie merkte, wie kalt ihr kleiner, zarter Körper war, nahm sie eines der Tücher, die zum Abdecken der Möbel dienten, und legte es ihr über.

»Wie kommt er nur darauf?«, fragte sie.

Noch während sie auf eine Antwort wartete, kam ihr in den Sinn, dass Solms' Abschied mit dem Brief ihres Onkels Georg zu tun haben könnte, den ihr die Großmutter gerade vorgelesen hatte und dessentwegen sie, in völliger Erregung, das

ganze Schloss nach Friederike abgesucht hatte. Seit es nämlich ihrem Onkel Georg mit seiner Hessisch-Darmstädter Reiterei gelungen war, die erste der Schlachten um Frankfurt für die Koalitionsarmee zu entscheiden, war er zum Günstling des dicken Preußenkönigs aufgestiegen, der sich so sehr nach militärischen Ehren sehnte. Und so hatte Georg heute mit Stolz und großer Zuversicht der Großmutter Scho'sch geschrieben, dass der König ganz begierig darauf sei, die beiden Prinzessinnen Friederike und Luise einmal kennenzulernen; und dass die Großmutter sich darauf einstellen solle, bei nächster Gelegenheit ihre beiden Enkelinnen dem König präsentieren zu können. Es hieß:

… Ich nehme an, dass wir ein Treffen in Frankfurt arrangieren. Wichtig ist nur, dass es wie zufällig erscheint, denn auch andere hegen Ambitionen. Die Familie Bentheim macht sich schon große Hoffnungen, auch sie hat zwei schöne Töchter. Deshalb und zu unser aller Wohle, verehrte und geliebte Mutter, wartet also auf Nachrichten und haltet Euch bereit.
Mit innigem Gruß an meine himmlischen Nichten grüßt der stets Ihrige Prinz Georg.

Dieser Brief, der Luise in so große Erregung versetzt hatte, dass sie, aufgescheucht wie ein Schwarm Gänse, durch alle Flügel, Säle, Kammern und Winkel des Schlosses eilte, um ihre Schwester zu finden und über ihre gemeinsamen Pläne zu reden, musste auf die verliebte Friederike eine gänzlich gegenteilige Wirkung haben. Deshalb saß sie hier wie ein Häufchen Elend und war so untröstlich, wie Luise sie vorher noch nie gesehen hatte.

Das wurde Luise jetzt bewusst. Sie kaute auf ihrer Unterlippe, streichelte aber weiter den Rücken ihrer schluchzenden Schwester, die sich überhaupt nicht beruhigen konnte.

Denn dem König präsentiert zu werden bedeutete nichts Geringeres, als dass er nach geeigneten Kandidatinnen für seine Söhne suchte, die beide im heiratsfähigen Alter und noch nicht vergeben waren. Das würde Friederikes Pläne mit Solms durchkreuzen. Und nun verstand Luise, warum ihre Schwester so untröstlich war, und wünschte, es wäre nur eine Ohrfeige der Großmutter gewesen oder ein Verbot auszureiten, was sie hierhergeführt hatte. Aber es war schlimmer.

»Es ist der Brief, nicht wahr? Der Brief macht dich so traurig.«

Friederike nickte und brach wieder in Schluchzen aus. Luise wunderte sich, woher ihre Schwester vor ihr von dem Brief gewusst hatte, aber das war jetzt angesichts ihrer Not ganz gleich.

»Und wenn sie ganz nett sind?«

»Ach, was nützt mir das?« Friederikes Lippen bebten, und sie verfiel wieder in ein erbärmliches Weinen. »Ich will Solms.«

»Aber sie sollen sehr gut erzogen sein. Und sie sehen stattlich aus, sagt Georg. Der eine, der Ältere, hat ein feines Gesicht und ist von edler Gesinnung, und von dem Jüngeren sagt man, er sei kräftig und schön, ein guter Militär.«

»Aber warum darf es denn nicht Solms sein? Wenn er mich liebt, dann würde er um mich kämpfen. Er würde zur Großmutter gehen und um meine Hand anhalten, dann könnte es mir gleich sein, ob die Prinzen stattlich sind oder von guter Gesinnung. Ich mag darüber gar nicht nachdenken.« Friederike setzte sich auf und nestelte an ihrem weißen Fetzen aus Luises Unterrock, der ihr als Taschentuch diente. Sie drehte sich zu Luise hin. »Vor einer Woche noch haben wir Pläne geschmiedet. Er hat die Position als *chef d'escadron* in Colmar in Aussicht. Du weißt ja, er ist schon Offizier.« Aus ihrer Stimme klangen Liebe und Stolz. »Er wollte ein Regiment befehligen, und ich wäre mit ihm gegangen, und wir wären glücklich gewesen. Kinder wollten wir haben und glücklich sein.«

Luise sah ihre Schwester unvermittelt an. »Colmar. Wo ist

das denn? Ich meine, das kennt doch niemand. Und das hätte dir gereicht?«

»Ja. Was ist daran falsch?«

»Es klingt so klein und bescheiden. Du bist Prinzessin und kannst mehr haben. Das meine ich. Du kannst auch mit einem Preußenprinzen Kinder haben, und du wirst vielleicht eine bedeutende Dame. Ich denke: Colmar, ein kleines Regiment – das ist doch nichts. Da wirst du doch vor Langeweile vergehen. Du brauchst doch deine Bücher, du brauchst Gesellschaft, du brauchst doch Menschen, mit denen du über das, was du liest, reden kannst. In Colmar hast du jeden Tag die gleichen Gesichter, und alle Gesichter sind nur Militärs und ihre langweiligen Frauen. Und wenn du anspannen lässt und losfährst, bist du gleich an der Grenze des Ortes angelangt und kannst wieder zurück. Es ist mir unverständlich, was du mit deinen Anlagen dort willst.«

Friederike formte aus dem Tuch, das Luise ihr gegeben hatte, ein Kissen und lehnte sich damit an die Wand. Sie zog die Beine an und hörte Luise zu.

»Willst du denn nicht bei Hofe sein? An einem großen Hof, der bedeutend ist, wo man regieren kann und einen eigenen Hofstaat hat? Damen, mit denen man den Tag verbringt, und endlich genug Geld für die schönsten Kleider der Welt!«

»Aber unsere Kleider sind doch schön.«

Sie sahen an Luise herunter, und tatsächlich, Friederike lachte. An Luises Kleid waren die Ärmel mehrfach verlängert worden, ebenso der Saum, was man mit nur kümmerlichem Ergebnis durch Borten und Bänder zu vertuschen suchte. Der Stoff war an manchen Stellen wenn schon nicht abgewetzt, so doch ausgeblichen. Der Schnitt kam aus der vorletzten Saison und war *à la mode* gewesen, als ihre Mutter debütiert hatte. Beide Schwestern trugen seit Kindesbeinen die Kleider ihrer Mutter oder ihrer beiden älteren Schwestern Therese und Lolo – die eigentlich Charlotte hieß – auf, und ihre Garderobe als »schön«

zu bezeichnen war mehr als eine Schönfärberei. Es war eine Lüge.

»Nein, schön sind sie wirklich nicht.« Friederike lächelte und drückte ihren Kopf in das improvisierte Kissen.

»Bei Hofe, na ja, da ist doch alles ganz anders. Stell dir doch nur die Gesellschaften vor, die wir dort haben können. Wenn uns jemand gefällt, dann laden wir ihn ein. Und gerade du mit deinen Büchern! Stell dir vor, du kannst dir jeden Dichter einladen, den du verehrst. Nach Colmar würde doch niemand kommen. Aber nach Berlin! Nach Berlin kommen alle. Wir könnten richtig etwas bewirken.«

»Was willst du denn als Prinzessin bewirken?«

»Doch nicht als Prinzessin. Als Königin«, erwiderte Luise.

»Du willst Königin werden?«

»Du denn nicht? Warum soll ich einen bedeutungslosen Tropf heiraten, wenn ich den Prinzen eines großen Hofes haben kann? Vielleicht sogar einen Kronprinzen.«

»Du bist ehrgeizig, weil du noch nie geliebt hast. Denn das mit dem bedeutungslosen Tropf ist doch ganz einfach. Wenn du ihn liebst, dann ist es gleich, ob er Prinz ist oder König. Dann ist er *dein* Prinz oder *dein* König, in deinem Herzen«, sagte Friederike zu ihrer Schwester.

»Ich hätte nie gedacht, dass du so verträumt bist.«

»Und ich nie, dass du so große Ambitionen hast. Königin Luise.« Friederike lachte. »Na ja, das klingt ganz gut.« Sie stand auf und machte vor ihrer Schwester einen Knicks.

Auch wenn Luise froh war, dass ihre Schwester nicht mehr weinte, war ihr dieses Schauspiel von Ehrerbietung peinlich. Außerdem fürchtete sie, dass sich Friederike erkältete. Sie streckte ihr beide Hände entgegen und zog sie zu sich.

»Komm her, damit du nicht auch noch krank wirst. Das kannst du nun am wenigsten gebrauchen und wir alle auch nicht.« Sie legte beide Arme um sie. »Ja, ich wäre gerne Königin. Ich sehe nicht, warum es nicht mit einem Prinzen von Hofe

gut sein könnte. Die Liebe, die kommt doch. Das sagen doch alle. Die Großmutter und auch der liebe Papa. Er hat seine beiden Frauen so geliebt, dass er nun nie wieder heiraten will. Ist das nicht der beste Beweis?«

Friederike wollte einwenden, dass ja diese beiden nicht an einen großen Hof geheiratet hatten, mit seiner Günstlingswirtschaft, seinen Intrigen und den hohen Erwartungen, die man an eine eingeheiratete Prinzessin hatte; sondern dass deren Liebe eher auf dem Niveau eines provinziellen Glücks hatte fruchten können, so wie sie sich das mit Solms vorstellte.

Aber Luise unterbrach sie, bevor sie ansetzen konnte. »Und wenn die Liebe geht, dann ist man wenigstens wer und hat Einfluss.« Sie streichelte Friederike über die Wangen. »Und du? Willst du wirklich nicht an den Hof? Keine Kleider, keine Feste, keinen Hofstaat, keine Repräsentation, keine Cour und keine Etikette, und wie diese Dinge alle heißen?«

»Nein, Luise, wirklich nicht. Das Einzige, was ich suche, ist das Glück. Ich ersehne mir nur, zu lieben und geliebt zu werden. Das ist es, was ich suchen will. Mehr will ich gar nicht.«

»Aber ich liebe dich doch, Friederike.«

»Ich dich doch auch, meine Luise, meine liebe Königin Luise.«

Sie hatten beide nicht den Wunsch zu lachen, sondern wärmten sich an ihrer Freundschaft. Sie saßen lange eng umarmt da, Luise den Arm um Friederikes Schultern, Friederikes Arm um Luises Taille. Friederike legte den Kopf in die Achsel ihrer älteren Schwester und hielt die Hand, die sie ihr über die Schulter gelegt hatte. Beide wiegten sich hin und her, als ob ihnen ein Lied gesungen würde.

Und irgendwann stimmten sie tatsächlich ein Lied an. Sie sangen es immer, wenn sie so vertraut und innig beisammen waren wie jetzt. Eine schlichte Volksweise, die von Sehnsucht sprach, von Heimat und Liebe und von der Rückkehr. Draußen war es jetzt schon dunkel, und die weißen Überzüge schienen

im matten Mondlicht nun wirklich die Gestalt von Gespenstern anzunehmen.

Nun drückte sich Luise enger an ihre Schwester.

»Das Einzige, was mir Angst macht, ist, dass sie uns trennen könnten«, sagte sie zu Friederike. »Ohne dich ist alles nichts, auch ich bin dann nichts. Ich brauche dich.«

»Sie werden uns nicht trennen. Niemals.«

Erster Teil

Das Versprechen

1

Frankfurt am Main, im März 1793

»Dann spielen wir eben drum!«

Kronprinz Friedrich Wilhelm sah in die metallisch glänzenden Augen, die so typisch für seinen jüngeren Bruder Ludwig und dessen Wesen waren. »Wie meinst du das?«, fragte er.

»Na, genau so, wie ich es sage.«

»Ähm, ähm …« Friedrich Wilhelm suchte nach Worten, da knallte Ludwig schon den Würfelbecher auf die rohen Tischplanken des Wirtshauses »Zur Römerschanze«.

Die schlichte Schenke in der Münzgasse war, gleich nachdem der Preußenkönig Frankfurt am Main zum Hauptquartier der Koalitionsarmee ausgerufen hatte, vom Proviantmeister zum Kasino ernannt worden. Die preußischen Offiziere nahmen es, trotz der eintönigen Kost, die hier geboten wurde, mit Freude auf. Denn hier durfte man – ganz im Gegensatz zur Heimat, wo der öffentliche Genuss von Tabak verboten war – rauchen. Oberst Massenbach hatte schon eine Kiste Zigarren verteilt, und nun paffte man den Tabak, den die Prinzen Solms und Hessen in die Runde geworfen hatten. In den Qualm mischte sich der Geruch von Schweiß, Leder, Frosch-, Brat- und Kragenfett, Puder und Pomade, feuchtem Holz, befleckten Röcken und Apfelmost sowie die beißende Note von Urin. Es war März und die Straßen voller Unrat. Die Tür zur Küche gab den Blick auf einen Bratrost frei, an dem Enten rotierten. Feuer und Hitze zogen in die Gaststube, ebenso das herbe Aroma von Beifuß. Johanna und Margarethe, die beiden Töchter des Wirts – den alle spöttisch »Meister« Jockel nannten, da er als Wirt nichts gelernt hatte

und keinem ehrenvollen Handwerksberuf nachging –, hatten große Mühe, die Krüge durch die Menge zu balancieren. Immer wieder wischten sie sich mit der Schürze, die ihre Kleider aus gewöhnlichem Leinen zusammenhielt, die Tränen aus den Augen.

»So! Dann wollen wir doch mal nachsehen.« Der schmale Ludwig, der kurzzeitig abgelenkt gewesen war von den gesunden Formen der beiden Schwestern, wandte sich wieder dem Würfelbecher zu und fing an, den Wurf zu sortieren: »Schau, schau: Eine Drei, eine Vier und eine Sechs, ja, und, das ist ja fantastisch: Zwei Mal eine Eins.« Er legte den Pasch zur Seite und steckte die verbliebenen drei Würfel zurück in den Becher. »Schon mal nicht schlecht.«

Das Klackern ging im Lärm unter.

»Wie, nicht schlecht? Ludwig, hör auf. So geht das nicht. Du kannst doch nicht … Nicht in diesem Fall …« Friedrich Wilhelm knöpfte seine Uniform auf.

»Weißt du denn einen besseren Rat?«

»Ja, nein, ja … Weiß nicht …«

»Na also. Dann lass uns doch ein Spielchen wagen.«

Als Ludwig diese Worte aussprach, erhob sich Prinz Louis Ferdinand vom Nachbartisch und steuerte auf seine beiden Neffen zu, die zur großen Verwunderung der Kameraden separat Platz genommen hatten.

»Was höre ich da? Ein Spielchen? Famos! Da bin ich dabei. War heute schon im schönen Homburg vor der Höhe im Taunus und hatte einen guten Lauf.« Er klopfte auf seine pralle Börse.

»Nein, lieber Onkel, heute nicht.« Der schmale Ludwig wedelte mit seiner freien Linken.

»Wie? Heute nicht?« Louis Ferdinand lachte und blickte über die Schulter zu den anderen, um sich zu versichern, dass die das Sonderbare an dieser Situation ebenfalls wahrnahmen.

Aber dort erregte gerade die schmale Margarethe Aufsehen,

die mit zarter Hand gleich vier große Krüge Most in der Tischmitte abstellte. Graf Medem versuchte ihr etwas zuzustecken, aber das Mädchen eilte mit gesenktem Haupt davon.

Louis Ferdinand wandte sich wieder den beiden Prinzen zu: »Na denn, was ist mit Euch? Sonst seid Ihr doch auch immer zu einem Spielchen bereit! Oder neidet Ihr mir mein Glück?« Er drängelte sich zu seinen Neffen an den Tisch, schubste Ludwig leicht in die Seite und zwinkerte ihm zu.

Sultan, der Weimaraner des Kronprinzen – ein Geschenk seines Kameraden Carl August von Sachsen-Weimar – richtete sich unvermittelt auf und knurrte Louis Ferdinand an.

»Hey, alter Junge, ruhig! Mach mal Platz. Ruhig! Ruhig!«

Doch als Louis Ferdinand versuchte, ihn am Kopf zu tätscheln, fing das Tier an, drohend zu bellen.

Mit leicht erhobenen Mundwinkeln sagte der Kronprinz: »Nun seht, lieber Onkel: Das geschieht dem, der nicht weiß, wann er nicht erwünscht ist.« Währenddessen schob er Sultan wieder unter den Tisch und flüsterte ihm zu: »Brav, Junge. Gut gemacht.«

»Nicht erwünscht?« Louis Ferdinand, der sich überall willkommen fühlte, spürte, wie sich seine Augenbrauen zusammenzogen. »Wie kann man denn bei einem Spiel nicht erwünscht sein?« Er wollte dem schmalen Ludwig gerade die Würfelbecher aus der Hand reißen, da traf ihn unter dem Tisch ein Tritt. Erstaunt drehte er sich nach links.

Ludwig sah ihn warnend an.

»Ich bitte Euch, lieber Louis Ferdinand!« Friedrich Wilhelms Lippen spitzten sich unter seinem schmalen Schnurrbart. »Bitte nehmt wenigstens heute Abstand von Euren schlechten Gewohnheiten.«

»Seid wann ist ein Spiel eine schlechte Gewohnheit? Wo Ihr doch selber diesem Laster frönt. Nun sagt schon: Was ist der Einsatz?« Louis Ferdinand lachte und schüttelte den Würfelbecher mit beiden Händen. Er wollte nicht verstehen, dass der

Kronprinz auf seine Angewohnheit anspielte, sich jeder Runde ungefragt zuzugesellen.

Da platzte Ludwig heraus: »Es geht … es geht … Es geht um Frauen!«

»Um Frauen? Und da wollt Ihr mir von schlechten Angewohnheiten sprechen? Pah.«

»Hal… Hal… Haltet ein!« Die Stimme des Kronprinzen zitterte.

Er konnte Louis Ferdinand, der – obwohl zwei Jahre jünger als er – sein Onkel war, nicht leiden. Denn in allem versuchte dieser, ihm den Rang streitig zu machen, besonders seinen Rang als Kronprinz. Während es ihm, Friedrich Wilhelm, schwerfiel, die richtigen Worte zu finden, sprach Louis Ferdinand flüssig und mit fester Stimme. Konnte er sich bei den Truppen lediglich seiner Disziplin rühmen, wurde sein Onkel vom ganzen Heer abgöttisch geliebt. Und war er selbst hochgewachsen, von kräftiger Statur und durfte feine Züge sein Eigen nennen, war Louis Ferdinand in allem noch eine Spur größer, kräftiger und feiner. Besonders aber missfiel Friedrich Wilhelm, dass sein Bruder Ludwig mit dem Onkel fraternisierte. Als Nachgeborener hatte dieser stets große Anstrengungen darauf verwandt, sich Anerkennung zu verschaffen. Aber Louis Ferdinand, dessen Auftreten dem kleinen Bruder imponierte, war dafür ein denkbar schlechtes Vorbild: Denn der Onkel hatte Schulden und Frauen im ganzen Land, einen Sohn mit dem Kammermädchen und als Diener einen Mohren. Und ehe der Kronprinz seinen Bruder vor diesem Beispiel hatte warnen können, hatte auch Ludwig beachtliche Schulden, ebenso beachtliche Weibergeschichten, und – das war ihm erst vor wenigen Tagen zu Ohren gekommen – er war Vater eines runden, schönen Mädchens. Die alte Berlinger, die immer für die Wäsche sorgte, hatte ihm das gesteckt. Die Mutter des Kindes war die Nichte der Berlinger.

»Ihr spielt also um Frauen?« Louis Ferdinand lachte. »Da kann ich doch helfen. Warum wollt Ihr mich wegschicken? Je-

der weiß: Frauen sind mein Metier!« Er sah den Kronprinzen mit arroganter Miene an.

»Ich glaube kaum, dass Ihr in diesem Fall helfen könnt, lieber Onkel«, presste der Kronprinz aus seinen schmalen Lippen hervor. »Denn um solche Frauen, wie Ihr sie kennt, handelt es sich nicht …«

Aber aus Ludwig brach es schon heraus: »Es geht um *unsere* Frauen!«

Louis Ferdinands Stimme klang dünn. »Um Eure Frauen? Das wird ja immer schöner. Herrlich. Seit wann habt Ihr denn Frauen? Ihr seid doch Junggesellen, wie wir alle hier! Und wir wollen das mal loben. Haha!« Um die letzten Worte, die er lauter ausgesprochen hatte, zu unterstreichen, hob er seinen Becher in die Runde.

Und tatsächlich drehten sich Massenbach, Medem, Kümmelmann und Prinz Georg zu dem Prinzen herum und prosteten ihm zu. Sadowski zupfte den jungen Keith, der gerade über die Ähnlichkeiten der beiden Zwillingsschwestern staunte, am Ärmel seiner Uniformjacke und sagte: »Hey, Schotte – schau!« Sie drehten sich ebenfalls dem Prinzentrio zu.

Aber Friedrich Wilhelm schickte einen strengen Blick zum Nebentisch. Die Offiziere kuschten und taten so, als ob sie nie etwas bemerkt hätten. Denn niemand wagte es, dem Kronprinzen ein Wort entgegenzusetzen.

Nur Louis Ferdinand nutzte seine hohe Position aus und hakte nach. »Ihr werdet also heiraten, nicht wahr? Ja, Gratulation! Endlich wird es wieder ein großes Fest geben in unserer Familie. Wer ist denn die glückliche Madame? Die Bentheim? Die Sternberg? Oder gar die … ach, wie war noch ihr Name?« Unterm Tisch verpasste er diesmal Ludwig einen Tritt, der die Anspielung verstand, zurücktrat und nun auf seinen Bruder starrte, der einen weiteren Knopf seiner Uniform öffnete.

»Keine davon.« Friedrich Wilhelms Blick verengte sich. »Es sind die Mecklenburg-Schwestern.«

Louis Ferdinand pfiff durch die Zähne. »Ei, ei, ei! Das nenne ich mal Glück!«

»Ihr kennt sie?«, fragte Ludwig.

»Na, wer kennt sie nicht?« Louis Ferdinand stand auf, setzte sich rittlings auf den Stuhl und beugte seinen Kopf zu den beiden Neffen. »Sie sind das Gesprächsthema in allen Kasinos.«

»Himmelherrgott, ich muss doch bitten! Wie könnt Ihr über diese Mesdames so reden?«

»Aber alle wollen sie kennenlernen! Und wer dieses Glück einmal hatte, der kommt aus dem Schwärmen nicht mehr heraus. Graf Medem, Solms und Massenbach haben sie vor drei Tagen in der Komödie getroffen. Seitdem reden sie über nichts anderes.« Louis Ferdinand sah kurz zu den Offizieren am Nebentisch hinüber. Die aber steckten ihre Köpfe zusammen und taten so, als ob sie den Prinzentisch vergessen hätten, obwohl natürlich alle so still waren, damit sie das, was da gesprochen wurde, mithören konnten. Er räusperte sich. »Ich hatte kurz bei Olenschlägers Déjeuner das Vergnügen, sie kennenzulernen. Und bei Gontard war ich spät dran, weil ich aus Homburg kam.« Er klopfte abermals auf seine Börse. »Aber das, was ich von ihnen gesehen habe, das reicht, um alles, was gesprochen wird, Lügen zu strafen. Sie sind noch viel besser, als man sagt. Diese Augen, diese Haare, diese Haut! Schöne Zähne, das Lachen … ach, herrlich! Und diese Proportionen. Und Ihr wollt mich glauben machen, ich verstehe nichts von Frauen? Ha, diese Mesdames sind doch gar nicht misszuverstehen.« Er schnalzte mit der Zunge und formte mit beiden Händen einen weiblichen Torso nach. »Aber halt! Wer wird welche nehmen?«

»Ähm …«

»Nun …«

»Ähm …«

»Mir fatal.« Kronprinz Friedrich Wilhelm ließ die Schultern fallen. Er kannte seinen Onkel und wusste, dass der keine Ruhe geben würde, bis er alles in Erfahrung gebracht hatte. Er

deutete ihm an, die ganze Sache erzählen zu wollen, da nutzte der schmale Ludwig die Gelegenheit, das Terrain für sich zu behaupten. Er klatschte in die Hände und sagte:

»Kein Grund, Trübsal zu blasen. Lasst uns uns erst einmal stärken, bevor wir weiterreden.« Er drehte sich zur Küche um und rief: »Hei, Jockel, Bratkoch der Küchenhölle! Willst du uns hier verhungern lassen?«

Meister Jockel wischte sich die Hände an der Schürze ab und eilte zu dem Tisch, an dem die drei Prinzen saßen.

»Jockel! Was hat Er zwei Herren zu bieten, die eine Frage des Lebens zu klären haben, und einem Mann …«, diesmal stieß er Louis Ferdinand in die Seite, »… der glaubt, darin Rat geben zu können?«

Meister Jockel verschränkte die Finger ineinander und setzte eine gewichtige Miene auf. »Ich empfehle den Herren meine Ente mit Beifuß.«

»Und für ihn?«, fragte Ludwig, indem er auf Louis Ferdinand zeigte.

»Ente mit Beifuß. Dazu für alle einen ordentlichen Krug Most!« Der Wirt stürzte in die Küche.

Während sie auf ihren Imbiss warteten, lockerte der Kronprinz den dritten Knopf seiner Uniform.

»Ähm, ja, fatale Sache. Wir sollen heiraten. Nun ist es heraus. Der König hat so befohlen.« Dann sprach er davon, wie der König sie noch am Abend des Besuchs im Komödienhaus zu sich gerufen und ihnen die Order gegeben hatte, die beiden Mecklenburg-Schwestern, die ihm kurz zuvor präsentiert worden waren, kennenzulernen. »Ihr kennt den König, Onkel!«, sagte er, und keiner am Tisch wunderte sich, dass er vom König und nicht von seinem Vater sprach – das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war kühl. »Er ist kein Mann der großen Worte. Er ließ uns rufen und verkündete: ›Ich habe die Nichten der Königin von England gesehen, sie sind Engel und beide wohl und gut. Ich wünschte, Ihr würdet Euch in sie verlieben und heiraten.‹«

Er imitierte dabei den Habitus des Königs, der den Kopf immer leicht nach hinten beugte und dadurch jedem das Gefühl gab, er sähe auf ihn herab. Diese Haltung rührte nicht daher, dass er sich Respekt verschaffen wollte – dafür reichte sein Maß. Er war groß und stämmig wie eine Eiche. Sondern diese absonderliche Haltung diente dazu, die viel zu kleine Stutzperücke, die er seit seiner Jugend trug, auszubalancieren, damit sie ihm nicht vom Kopf rutschte.

Als alle schmunzelten, wurde der Kronprinz wieder ernst: »Und, werter Onkel, Ihr wisst: Das war kein Wunsch, das war eine Order.«

»Ja, aber doch eine sehr glückliche Order!« Louis Ferdinand drehte den Stuhl herum, auf dem er rittlings saß, und ließ sich in die Lehne fallen. Er blickte verträumt ins Leere. »Beide Damen sind ganz formidable Persönchen.«

»O ja, in der Tat«, sagte der Kronprinz.

»Pah«, seufzte Ludwig.

»Wieso pah? Dann stimmt es also, was man sich erzählt?«

Dem schmalen Ludwig stieg die Hitze in den Kopf, denn sowohl Louis Ferdinand als auch der Kronprinz richteten ihre Augen auf ihn. »Was soll denn stimmen?«

»Na, die Sache mit der kleinen – wie heißt sie noch? – B… B… So helft mir doch!«

Der Kronprinz spreizte die Hände. »Bitte, Onkel, so lasst ihn bitte.« Ihm war es unangenehm, dass dieser Fauxpas seines Bruders schon die Runde gemacht hatte.

Aber der schmale Ludwig richtete sich auf, sprach jedoch mit gedämpfter Stimme, weil er der Neugierde der Kameraden am Nebentisch keine neue Nahrung geben wollte. »Nein, du brauchst mich nicht zu verteidigen, Bruder. Ich will gern sagen, wie es ist. Ja, ich habe die Kleine gehabt, und, ja, ich bin Vater.« Er stieß mehrmals mit dem Zeigefinger auf den Tisch. »Und: Ja, ich freue mich sehr. Ich habe eine Schwäche für das Mädchen, und mir ist es gleich, ob sie von Stand ist oder nicht. In Frank-

reich gehen sie auf die Barrikaden, und wir müssen hier die alten Sitten bewahren? Wohin wird das führen? Wir sind doch eine aussterbende Gattung. Früher oder später wird man auch uns überrennen und alle Grenzen auflösen. Da wird es doch höchste Zeit, dass wir den neuen Sitten folgen …«

»Ludwig! Das ist Landesverrat und Majestätsbeleidigung! Solange der König … Ich verbiete dir …«

»Nein, lass mich reden, Bruder! Warum soll ausgerechnet ich die Tradition wahren? Ich bin nachgeboren, habe aber die Pflichten eines Ersten: Im Krieg darf ich nicht kämpfen, weil man mich schonen will. Was bleibt mir, als viel Zeit und wenig Plaisir? Ich bin verdammt zur Langeweile. Aber ich bin jung, ich will mich zeigen. Seht Louis Ferdinand an. Er ist ein Held, er kann sich brüsten. Das Heer liebt ihn. Aber ich …« Er seufzte selbstmitleidig. »Ach, wenn ich schon nicht darf, wie ich will, so mag ich mir wenigstens nicht sagen lassen, wem mein Herz gehört. Ich will nicht heiraten. Und ich werde mich dieser Last mit aller Macht entgegensetzen. So sieht es aus.«

Der Kronprinz und Louis Ferdinand blickten einander in seltener Einigkeit an. Doch bevor jemand etwas sagen konnte, stellte Meister Jockel drei Bratenten auf den Tisch und schob den hohen Gästen die Teller zu. Margarethe folgte und servierte einen hohen Krug mit Most. Der schmale Ludwig legte ihr die Hand auf den Hintern, als ob er damit seine Freiheit in Frauenfragen demonstrieren wollte.

Doch da trat Meister Jockel noch einmal an den Tisch und fragte mit ernster Miene: »Haben die hohen Herren noch Wünsche?« Sein strenger Blick traf den schmalen Ludwig.

»Ich danke Ihm, Meister. Nein, danke«, antwortete der Kronprinz.

Kaum war der Wirt gegangen, legte Louis Ferdinand den Arm um Ludwig und drückte ihn an sich. »Ihr seid mir ja ein Gernegroß! Wie wollt Ihr denn dem König trotzen, wenn Euch ein Meister Jockel schon das Fürchten lehrt?« Er lachte

und schlug sich dabei mehrmals mit der flachen Hand auf den Oberschenkel.

Ludwig schmollte. Er nahm einen großen Schluck aus seinem Becher, zündete sich eine Pfeife an und drehte sich weg.

»Ach, lasst ihn.« Friedrich Wilhelm winkte ab. »Er hat ja recht. Er will einfach nicht. Und ich: Ich muss und würde zu gerne.«

»Was meint Ihr damit: Ihr würdet zu gerne?«

»Nun, mir ist die eine so lieb wie die andere. Mir wird die Wahl zur Qual. Seit Tagen überlege ich, welche mir als die Bessere erscheint. Und ich kann mich nicht entscheiden … Die Ältere, Luise, erscheint mir gut und fromm und heiter.«

»Sie ist doch die Jüngere?«, warf Louis Ferdinand ein.

»Nein, sie ist die Ältere!«

»Mit Verlaub, aber …«

»Nein, sie ist die Ältere, obwohl sie nicht so deutlich – wie soll ich es sagen?« Er formte mit den Händen eine weibliche Brust, lief dabei aber gleich rot an, weil er in den delikaten Sachen eher zurückhaltend war. »Also, na ja, Luise ist noch nicht so formiert wie die Kleine, obwohl sie älter ist. Bei Olenschläger hielt ich die Jüngere auch für die Ältere. Aus dem gleichen Grund, aber ich wurde schnell eines Besseren belehrt. Die Ältere erscheint mir fröhlich, aber die Jüngere …«

»Friederike.« Louis Ferdinand rückte mit dem Kopf näher an seinen königlichen Neffen heran, damit dieser nicht so laut sprechen musste.

»Genau, Friederike! So heißt sie. Sie spricht sehr gut. Sie erscheint mir klug und reif. Aber ich muss schon sagen: Sie hat auch etwas sehr Séduisantes, etwas sehr Verführerisches … Beide sind sie gut, aber mein … Wie soll ich es sagen? … Sie ist so schön. Ja, mein Herz geht mehr … es geht mehr nach Friederike.«

»Euer Herz?! Soso.« Louis Ferdinand versteckte ein Schmunzeln hinter seiner Hand. Denn es war deutlich, dass eine ganz andere Region als das Herz gemeint war.

Aber Friedrich Wilhelm antwortete nicht, sondern blickte in die Ferne. Der schmale Ludwig schmollte immer noch. Vom Nebentisch kam Gegröle. In der Bratküche brutzelten die Enten. Der Wirt klapperte mit den Tonkrügen. Die Zwillingsschwestern flüsterten sich etwas zu.

Erst nach mehreren Minuten nahm Louis Ferdinand das Gespräch wieder auf. »Und nun? Worum wolltet Ihr nun spielen?«

Seine Frage wäre beinahe im Gejohle über den Witz untergegangen, den Oberst Massenbach gerade erzählte. Doch beide Brüder streckten bei diesem Stichwort ihren Rücken.

»Ich wollte nicht …« Friedrich Wilhelm wehrte ab, aber Ludwig platzte heraus:

»Ja, wer entscheiden muss! Derjenige, der gewinnt, der muss sich eine wählen.« Er schmauchte einen Rauchring über den Tisch und verschränkte die Arme vor der Brust.

Louis Ferdinand schwieg. Er sah von einem Neffen zum anderen. Seine Stirn schlug Falten. Erst nach einem Moment sagte er: »Meine Herren, das ist kühn. Außerordentlich kühn.« Er schüttelte den Kopf. »Es wird doch wohl eine Chance geben, diese Frage nicht Fortuna zu überlassen.«

»Ja, was schlagt Ihr denn vor?« Die Stimmen der beiden Brüder kamen gleichzeitig.

Dann neigte sich der Kronprinz vor: »Ihr hattet doch Eure Hilfe offeriert. So denn! Dann will ich einmal hören, was Ihr zu bieten habt. Nur zu, nur zu!«

»Ja, ähm …?« Louis Ferdinand dachte laut nach. Er rieb sich das Kinn und strich sich danach mit dem Zeigefinger an der Nase. »Also ich würde … Sie sind ja beide ganz schön … Andererseits: Wenn Ihr, lieber Ludwig, nicht wollt …« Er sah seinen Neffen direkt an. »Also, wenn Ihr nicht wollt, dann … Das ist natürlich so eine Sache …«

Wieder wurden die Worte von Oberst Massenbachs dröhnender Stimme übertönt. Louis Ferdinand sah zum Nebentisch, pochte mit den Handknöchel auf die rohen Planken,

tippte sich an die Stirn und sagte: »Ich bitte mich zu entschuldigen.« Dann eilte er zu den anderen, wo er mit kräftigem Schulterklopfen und Gejohle empfangen wurde.

Ludwig und Friedrich Wilhelm blickten ihm mit offenen Mündern hinterher. Sultan, der unter dem Tisch hervorgesprungen war, bellte ihm nach.

»Sapperlot! Das ist ja unerhört.« Ludwig schüttelte den Kopf. »Unerhört! Da siehst du nun, was du von deinem *Freund* hast.« Er sprach das Wort »Freund« mit einer seltsamen Betonung aus. »Kommt hierher, macht sich breit, tut groß. Und was ist damit gewonnen? Ein Mausedreck ist damit gewonnen!« Er hob den leeren Krug in die Höhe. »Meister Jockel! Euer Most!«

Diesmal servierte der Wirt die Bestellung persönlich. Dabei sah er den schmalen Ludwig streng an.

Die beiden Brüder tranken den Krug stumm aus. Sie blickten sich an, scharrten mit den Füßen auf dem Boden. Der schmale Ludwig trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Einmal winselte Sultan und schlug mit seiner Rute auf den Boden, er musste raus. Als der Kronprinz den Wirt anwies, mit dem Tier kurz vor die Tür zu gehen, orderte er gleich einen neuen Krug Most. Dann starrten sich die Brüder wieder an. Vom Nebentisch tönten das kehlige Lachen Massenbachs und das Geklapper der Becher, die mit Wucht aufgesetzt wurden. Der Tabakqualm mischte sich mit dem Rauch aus der Küche.

Langsam richtete sich Friedrich Wilhelm auf, zog den Würfelbecher, der immer noch vor Ludwig stand, zu sich und fing an zu schütteln. Das Geklapper zog das Interesse des Nebentisches auf sich.

»Nun spielen sie doch«, kommentierte Louis Ferdinand mit gesenkter Stimme.

Prinz Georg zog die Augenbraue hoch, Keith stieß Sadowski in die Rippe, und Graf Medem tat so, als ob er seine Tabakdose suchte, spitzte aber die Ohren.

»Ach«, seufzte Prinz Solms. »Ich kannte mal die Prinzessin Friederike …«

»Woher?« Alle blickten ihn verwundert an.

»Wir sind im letzten Jahr einander präsentiert worden. Ich habe, ich habe … ja, um sie angehalten, beziehungsweise ich wollte um sie anhalten. Ihr Einvernehmen hatte ich, aber da hat mir die Großmutter, die alte Scho'sch, zu verstehen gegeben …«

»Ach ja!« Prinz Georg runzelte die Stirn. Da er der jüngste Sohn der Großmutter George und somit Onkel der Mecklenburg-Prinzessinnen war, glaubte er kurz, die Ehre seiner Mutter verteidigen zu müssen. Aber dann lenkte er ein: Er kannte den Ehrgeiz der Alten. Ebenso ihre Autorität.

»Nun, ich bin nur ein einfacher Rittmeister, meine Revenuen sind winzig.« Solms zeigte seine leeren Hände. »Wenn sie einen Prinzen haben kann, einen preußischen zumal – wer will ihr das verdenken? Von solchen Mesdames werde ich in meinem Leben wohl nur träumen dürfen.« Sein hängender Kopf spiegelte sich in seinem Becher.

Alle wussten, was nun drohte: Solms' entwürdigendes Lamento. Niemand wollte es mehr hören. Massenbach gab Louis Ferdinand ein Zeichen. Sie standen auf und empfahlen sich. Die Uhr ging bereits auf halb zwei zu, und sie wollten noch einmal bei der kleinen Baberini vorbeisehen. Graf Medem schloss sich ihnen an.

Der schmale Ludwig betrachtete seinen Wurf und zählte das Ergebnis. Er schüttelte den Kopf, schob die Würfel zusammen und hob den Becher abermals an. Friedrich Wilhelm fixierte ihn mit seinen Augen. »Warum hast du es nicht gelassen?«

»Es könnte noch schlechter kommen.« Ludwig grinste.

Weil beide Brüder die Last der Wahl nicht auf sich nehmen wollten, wenn auch aus verschiedenen Gründen – der eine konnte sich nicht entscheiden, der andere wollte gar nicht –, waren

sie darin übereingekommen, dass nicht derjenige, der gewann, sich würde entscheiden müssen, sondern derjenige, der verlor.

Nach ein paar Runden beschlossen sie, ein paar weitere Runden dranzuhängen. Denn jeder, der verlor, forderte den anderen zu einem neuen Spiel, und die Ehre gebot es, dem stattzugeben.

Die Wirtsstube, die vor wenigen Stunden noch so drückend voll gewesen war, dass man nur mit Mühe atmen konnte, war nun gespenstisch leer. Nach und nach hatte sich die Runde aufgelöst. Sadowski und Keith waren die Letzten vom Offizierstisch, die gingen. Sie warfen ein paar Münzen auf den Tisch, nahmen ihre Hüte und empfahlen sich zu den Prinzen hin mit schwerer Zunge. Als sie die Stube verließen, ließ ein Windzug die Lichter aufflackern. Die Zwillingsschwestern nutzten die Gelegenheit, sich von ihrem Vater zu verabschieden.

Erneut hallte das Klackern durch den Raum.

»Noch eine Runde?«

»Eine noch, dann muss Schluss sein.«

»Aber was ist, wenn du gewinnst?«

»Dann hast du verloren!«

So spielten sie Runde um Runde. Als die Kerze auf ihrem Tisch heruntergebrannt war, wollten sie den Wirt rufen. Doch der saß breitbeinig auf einem Schemel, ließ den Köpf hängen und gab ein gleichmäßiges Grunzen von sich.

Der schmale Ludwig sah sich um, schnappte sich seinen Hut, sprang auf und raste zum Ausgang. »Wer zuerst am ›Roten Haus‹ ist, hat gewonnen!«

Kronprinz Friedrich Wilhelm konnte nicht schnell genug folgen und verlor wertvolle Augenblicke. Er stieß den Tisch um, gab Sultan einen kräftigen Klaps, hechtete zum Ausgang, griff nach seinem Roquelor und verließ das Haus, ohne die Zeche bezahlt zu haben.

Draußen raubte ihm die kalte Luft fast den Atem. Er blinzelte, die Nacht war kurz vor Neumond. Er sah sich um, suchte

Ludwig. Endlich: Von rechts hörte er die Schritte seines Bruders, der beim Laufen über das nasse Kopfsteinpflaster schlitterte. Er war schon gut hundert Fuß entfernt. Friedrich Wilhelm hatte nur eine Chance.

»Fass, Sultan! Fass!«

Während sein Hund losschoss, jagte er selbst mit Riesenschritten hinterher. Er sprang über eine Pfütze, rutschte über ein Büschel Unkraut, das zwischen den Fugen herauswuchs, strauchelte, holte aber schnell auf. Neunzig Fuß, achtzig Fuß, bald vierzig Fuß. Sein Puls pochte, der Atem galoppierte. Seine Schritte knallten auf die Straße. Vor sich hörte er lautes Kläffen und Knurren. Nur noch wenige Fuß. Er meinte, Ludwig fast eingeholt zu haben, da zischte der Knall einer Pistole durch die Nacht.

»Ludwiiiig!«

Sultan lief ihm winselnd entgegen. Doch von seinem Bruder war nichts zu sehen. Wenn er es richtig in Erinnerung hatte, führte die Münzgasse geradewegs zum Alten Markt, wo das »Rote Haus« stand, ihrer beider Quartier. Einen Umweg würde Ludwig nicht riskiert haben, wenn er gewinnen wollte. Wo war er? War er verletzt? Friedrich Wilhelm lief weiter, war aber nachtblind. Sultan hielt sich eng neben ihm, spitzte dabei die Ohren. Fachwerkhäuser rahmten die schmale Straße. Friedrich Wilhelm passierte den Kornmarkt, hetzte über den Römer. Im Lauf blickte er nach links und rechts in die Tore und Erker, um zu erahnen, ob sein Bruder sich da versteckt hielt. Aber er war verschwunden.

Endlich am Ende der Gasse angelangt, sah er schon den ochsenblutfarbenen Putz des »Roten Hauses« und die massiven, antiken Eichenpfeiler, die das Gebäude – das zu schweben schien – stützten. Er drehte sich noch einmal um die eigene Achse, spähte dabei in alle Winkel und trabte dann, als er einsah, dass seine Suche ohne Erfolg war, die letzten Schritte zum Quartier.

Auch da: nichts. Er blieb stehen, beugte sich nach vorne, stützte die Arme auf die Oberschenkel und atmete mehrfach tief durch. Langsam beruhigte sich sein Herzschlag. Als er wieder hochsah, stand da mit einem Male Ludwig vor ihm und lachte:

»Ich hab gewonnen. Und du musst wählen!«

Ohne auf Friedrich Wilhelms Replik zu warten, wandte sich Ludwig ab und nahm die Stiege, die zu den Zimmern führte, mit drei Stufen pro Schritt.

»Das war's«, dachte Friedrich Wilhelm. »Das war's.«

Er verharrte lange in dieser Haltung. Die Nacht war immer noch dunkel. Den Mond konnte er wegen der Häuser, die eng standen, nicht sehen. Wie spät mochte es sein? Vier, fünf Uhr? Oder erst drei?

Ja, dachte der Kronprinz, ich muss wählen. Er zählte an den Fingern ab und flüsterte zu sich: Fünf Katastrophen können eine junge Prinzessin heimsuchen. Offener Ehebruch, eheliche Kälte, Kinderlosigkeit, Schläge und Tod. Drei davon, so viel ist gewiss, werden der Braut, die ich Ludwig überlasse, widerfahren.

Er machte sich gerade wie zu einem Opfergang und ging nach oben.

2

Ganz Berlin hatte sich wieder im Weißen Saal des Berliner Schlosses versammelt, wo schon zwei Tage zuvor, am Heiligen Abend, die Hochzeit des Preußenprinzen glanzvoll gefeiert worden war. Manche Blumen in den Gestecken ließen die Köpfe hängen, und so mancher Gast konnte die Strapazen der ausufernden Festlichkeiten nur schwer kaschieren. Die Hofdame Viereck trug eine doppelte Portion Puder, und ihr Bru-

der, der neue Hofmarschall des Kronprinzenpaares, zeigte sich mit einem Bartschatten. Dennoch glänzten wieder die Epauletten, strahlten die Diademe und raschelten die Seidenröcke ihr Frou-Frou. Die feine Gesellschaft war neugierig auf die Braut, die schöne Friederike, die jüngere der beiden Mecklenburg-Schwestern, die heute verheiratet werden sollte. Denn es gab da Gerüchte.

»Der König hat ihr einen eigenen Hofstaat genehmigt«, wusste die Brühl, die Hofmeisterin von Friederike werden würde.

»Ja, und ein eigenes Palais! Direkt gegenüber vom Zeughaus.« Die Gräfin Viereck glühte vor Neid. Ihr Ehrgeiz in Richtung der Preußenprinzen war schon Jahre zuvor erstickt worden. Aber in ihrer Position als neue Hofdame würde sie sich schon ihr Stück vom Kuchen sichern.

»Nicht nur das: Für die Haushaltung hat er ihr Chorin gegeben! Sie ist so reich dadurch, reicher als ihre Schwester. Chorin – es hat eine so bedeutende Glashütte, und Uhren sind so in Mode«, fügte die alte Voß hinzu.

»Chorin! Nein, wirklich?« Die Waldeck tupfte sich die Nase. Es war wirklich ein exorbitantes Hochzeitsgeschenk, das der König der kleinen Friederike gemacht hatte, und weit über dem, was allgemein als angemessen erschien.

»Ob er da nicht selbst …?«, flüsterte die alte Voß. »Zuzutrauen wäre es ihm. Sein Benehmen ist unverzeihlich. Er folgt ihr immerzu mit den Augen und spricht fast nur mit ihr.«

Das Gespräch der Damen prasselte wie Feuer, und jede Einzelheit der großen heiligen Handlung, der beizuwohnen sie eingeladen waren, wurde darin verbrannt.

Etwas abseits und zudem alleine saß die Prinzessin Louise, die Tante der beiden Preußenprinzen und Schwester von Prinz Louis Ferdinand. Es war ungewöhnlich, dass sie alleine saß, denn sie war sonst immer umschwärmt von Kavalieren. Sie war die Schönste der Preußenprinzessinnen, aber in einer

Nebenlinie geboren, wodurch sie sich gröblich beleidigt fühlte. Dank der hohen Meinung, die sie von sich selbst hatte, ihrer angenehmen Reize und ihres klugen Kopfes sah sie sich auf den Thron gehörig und war ganz in Anspruch genommen von den »beiden Novizinnen« am Hofe – wie sie sich ausdrückte – sowie den Veränderungen, die das für ihren Machthunger bedeutete. Sie öffnete die Arme, als sie ihren Bruder auf sich zukommen sah.

»Oh, wir haben es verdorben, Louis Ferdinand. Was wird nun aus uns?« Sie faltete ihren Fächer zusammen und tippte ihm damit auf den Unterarm.

»Ach, Schwester. Wir werden einen anderen Weg finden. Noch ist nichts beschlossen.«

»Nichts beschlossen? Die Prinzen haben Bräute. Und ich bin keine von ihnen. So viel steht fest. Nun wird unsere Linie nie die Krone tragen, und wir müssen weiterhin zusehen, wie diese einfältigen Brüder sich der Macht entgegensehnen. Ich hätte dich sofort zu meinem Minister ernannt. Aber nun? Wir werden von Dummköpfen regiert werden, und du mit deiner Klugheit, deiner Schönheit, deiner Eleganz hast das Nachsehen. Und ich auch. Ach, ich könnte weinen.« Sie fächerte sich Luft zu.

»Selbstmitleid steht dir nicht, mein Schwesterchen. Es macht dich fad.« Er zwickte ihr in die Wange.

»Aber was tun?«

»Liegt es nicht auf der Hand?«

Ihre Augen waren groß, als sie zu ihm hochblickte.

»Na, du kommst nicht drauf? Ich hätte mehr von dir erwartet.« Sein Lachen kratzte im Hals. »Nun, da du derzeit ausgespielt hast, bin ich am Zuge.« Dabei deutete er mit beiden Daumen auf sich. »Versteh doch! Du weißt, was den neuen Prinzessinnen widerfährt, wenn sie sich außerhalb ihres Terrains ein wenig Plaisir verschaffen? Denk nur an die erste Frau des Königs, die Prinzessin Elisabeth. Man hat sie fortgejagt, weil man sich nicht sicher sein konnte, von wem ihr Kind ist.

Du verstehst, was ich meine? Man wusste nicht, wer da den … ähm, die Finger im Spiel hatte … Und so komme ich auf den Plan. Ich bin ein wenig galant.« Er machte vor seiner Schwester einen Diener. »Ein wenig charmant.« Er deutete einen Handkuss an. »Ein wenig oh-là-là.«

»Ja, aber Louis Ferdinand!« Sie legte sich die Hand vor den Mund und sah sich um, um sicherzugehen, dass niemand sie belauschte. »Du willst doch nicht …?«

»Na ja, sie sind doch nicht übel.« Er zwinkerte ihr zu.

»Ach, was du nicht sagst. Schau sie dir doch an! Diese Luise, die Ältere, sie trägt heute – ausgerechnet heute! – ein Kleid in Bleu mourant. Wenn sie wüsste, wie lächerlich sie sich damit macht.«

»Oh, du neidisches kleines Biest. Ich liebe dich, wenn du so bist. Da kommen deine Grübchen so schön zur Geltung!«

Louise zupfte an ihrem Kleid.

»Es geht doch nur darum, die Verhältnisse zu verrücken. Sieh mal: Sie werden nicht glücklich sein. Der Kronprinz ist dumm und hat seine Pflichten, und der schmale Ludwig hat ein Kind.«

»Ist das wahr?«

»Ach, wusstest du das nicht? Ja, er hat ein Kind. Mit der, ach wie heißt sie noch, B… B… Sei's drum!« Er beugte den Kopf zu seiner Schwester hinunter und flüsterte: »Aber das ist unser Schlüssel. Frauen wollen häusliches Glück, das ist ihre Natur. Das aber wird es nicht geben.« Louises Augen verengten sich, aber Louis Ferdinand fuhr fort: »Sie werden traurig und einsam sein im kalten Preußen. Sie kommen aus Hessen. Da ist man fröhlicher. Und dann komme ich! Ich spende Trost und bin ein Freund.« Louis Ferdinand machte eine Geste, die andeutete, dass er die ganze Welt umarmen könnte.

»Aber das ist doch gefährlich – auch für dich.«

»Nicht doch. Ich habe Freunde, die dieses frivole Amt übernehmen werden.«

Louise lachte in ihre kleine Faust. »Und was für Freunde! Und was für Freunde!« Sie sah sich um, ob sie Oberst Massenbach oder andere aus Louis Ferdinands illustrer Clique sehen konnte – und erblickte sie am Ende des Raumes, wo sie den Mecklenburger Damen den Hof machten. Bei ihnen stand auch Prinz Solms, der angeregt mit der Prinzessin Luise parlierte, die zwei Tage zuvor geheiratet hatte und nun eine Prinzessin von Preußen war, wobei er immer wieder katzbuckelte, während sie kokett den Kopf zur Seite neigte.

»Es geht doch nur darum, die Reputation ein wenig zu besudeln. Damit sind wir wieder beim Beispiel Elisabeth. Der König wird verärgert sein, und er wird handeln. Und fort sind sie! Dann gibt es freies Geleit. Und du, liebes Schwesterherz, kommst wieder ins Spiel. Fragt sich nur, wen der beiden Prinzen du lieber hättest? Den Prinzen Infinitiv oder den kleinen Prinzen Gernegroß – nur damit wir wissen, wo wir ansetzen müssen.« Er rieb sich das Kinn.

Prinzessin Louise antwortete ihrem Bruder mit einem Lächeln.

»Schlauer wäre es, liebes Schwesterchen, gleich den Prinzen Infinitiv zu nehmen. Er ist der Kronprinz, und du bist gleich am Ziel. Aber ich könnte verstehen, wenn du den Gernegroß lieber nähmest. Er hat seine Reize.« Wieder klang sein Lachen rau.

»Du Teufelskerl!«

»Nun, ich muss los.« Er gab ihr einen Handkuss und empfahl sich. »Ich bin Hochzeitsmarschall. Ich muss meine Pflichten bei dem Brautpaar tun. Und du? Sei den Mecklenburgerinnen eine liebe Freundin. Kümmere dich, ja? Und geh zur Entkleidung und erzähl mir, wie sie ist.«

Als er winkend in der Menge verschwand, nickte er einer Runde Damen zu, die sofort die Köpfe zusammensteckten und heftig schnatterten. Prinzessin Louises Blick folgte ihrem Bruder und ging dann ins Leere.

Lange starrte sie ins Nichts, bis sie endlich die Bewegungen in der Menge wahrnahm. Sie sah, wie sich Kameraden und Verwandte, die lange Zeit nur über Briefe Kontakt gehalten hatten, freudig begrüßten und Neuigkeiten austauschten. Die Hessens waren da, die Brandenburgs, die Weimaraner, die Sachsens, die Kurländer, die Coburger, die Hildburghausener, die Oranier, wohin die Prinzessin Mimi eingeheiratet hatte, sowie natürlich die Engländer, die mit dem Brautvater Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz verschwägert waren und sich in imposanten Gala-Uniformen zeigten. Denn Herzog Carls Schwester war die Königin von England, und man musste reichlich repräsentieren. Und, ja, sogar die Thurn und Taxis, von denen man wegen ihres bürgerlichen Ehrgeizes allgemein nicht viel hielt, die aber mit den Mecklenburgerinnen verschwägert waren, hatten es hierhergeschafft.

»Postadel«, murmelte die Gräfin Waldeck im Vorbeigehen.

»Ach, diese neuen Sitten«, pflichtete ihr die Tauentzien bei. »Es ist überhaupt erstaunlich, dass die Hochzeit auf den Abend gelegt wurde. Das machen doch nur die Kaufleute.«

»Aber es ist doch hübsch! Die ganzen Kerzen!« Die Voß, die als neue Oberhofmeisterin vom dicken König engagiert und von ihm im gleichen Zuge über Friederikes Ehe mit dem Prinzen Ludwig aufgeklärt worden war, wurde milde in der Stimme. Sie dachte daran, wie sie selbst einst ihrer großen Liebe, dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, dem Vater des dicken Königs, entsagen hatte müssen und – um einen Skandal zu vermeiden – ihren eigenen Cousin geheiratet hatte. Ihr Hochzeitstag war der entsetzlichste, den sie verlebt hatte, und nur die Aussicht, als Dame am Preußenhofe bleiben zu können und damit in der Nähe ihres Geliebten, hatte ihr das Leben erträglich gemacht. Aber sie kannte auch gute Beispiele und war deswegen nicht ohne Hoffnung.

»Die Braut muss nur zuerst unter den Baldachin treten«, rief sie unvermittelt aus. »Dann wird es eine glückliche Ehe. Wir

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Bettina Hennig

Friederike. Prinzessin der Herzen
Historischer Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 12,5 x 19,0 cm
ISBN: 978-3-442-48022-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2015

Der erste Roman über das Leben der preußischen Prinzessin Friederike.

Berlin, 26. Dezember 1793: als die blutjunge Prinzessin Friederike, die Schwester der künftigen preußischen Königin Luise, zum Traualtar schreitet, um mit Prinz Ludwig vermählt zu werden, erobert sie auf Anhieb die Herzen der adeligen Gäste. Die sind von der außergewöhnlich sinnlichen Schönheit der Braut äußerst angetan. Doch die arrangierte Ehe wird für Friederike zur Tortur, der kaltherzige Ludwig demütigt und betrügt seine Frau ohne Unterlass. Dann stirbt Ludwig unerwartet, und für Friederike beginnt ein bewegtes Leben. Denn die leidenschaftliche junge Frau sehnt sich nach Liebe und Glück – selbst wenn dies bedeutet, mit der strengen höfischen Etikette zu brechen ...

Der Titel im Katalog